

**Ein brennendes Thema:
Der Destillierhelmfund in der ehemaligen Badestube
von Zwettl-Niederösterreich)
und die Rolle der Destillation
im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit**

Ronald Salzer

Einleitung

Im Jahr 1978 stieß Michael Wittmann im Rahmen von Umbauarbeiten im Keller seines Hauses in der Babenberbergasse Nr. 6, einem schmalen Verbindungsgässchen zwischen Landstraße und Promenadenweg, im Stadtkern von Zwettl - Niederösterreich auf etliche Keramikscherben. Der Kellerraum, in dem diese Relikte geborgen wurden, grenzt direkt an das Nachbarhaus Babenberbergasse Nr. 4, das als altes Badehaus bekannt ist. Das Fundgut umfasste insgesamt 36 Fragmente frühneuzeitlicher irdener Gefäße, darunter auch einen fast vollständig erhaltenen Destillierhelm aus Keramik. Nach einem Lokalausweis im Jahr 2004 wurde das Fundmaterial vom Verfasser am Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien wissenschaftlich bearbeitet. In diesem Artikel werden die wichtigsten Erkenntnisse dieser Studie vorgestellt und der Destillierhelmfund hinsichtlich der Entwicklungsgeschichte und Bedeutung der Destillation im Mittelalter und der Frühen Neuzeit kontextualisiert.

Geschichte des Hauses Babenberbergasse Nr. 6

Die Babenberbergasse (vormals Badgasse) ist eine sich im wohl ältesten Stadtteil von Zwettl befindende schmale Seitengasse, die von der Südwestseite des großen Dreieckplatzes zu einer ehemaligen Pforte der Stadtmauer führt, die 1824 abgebrochen wurde.¹ Als Standort für ein Badhaus, wo zumindest während des Badebetriebs ein großer Wasserbedarf herrschte, war sie daher insofern ideal, als sie einerseits nicht nur in der Nähe des Zwettl-Baches lag, sondern auch durch ein Tor in der Stadtmauer direkt zu diesem Gewässer führte, von

¹ Dehio-Handbuch. Niederösterreich nördlich der Donau. Wien 1990, 1342.

welchem das für den Badebetrieb aber auch im eventuellen Brandfall zum Löschen erforderliche Nass einfach und schnell requiriert werden konnte. Andererseits war sie auch nicht zu weit entfernt vom Stadtzentrum situiert, was damit der Kundschaft lange Wege ersparte.

Das heutige Objekt Babenbergergasse Nr. 4 ist ein vermutlich aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammender, zweigeschossiger und traufständiger Bau mit einem Flacherker.² Seit wann das Badergewerbe in dieser Stadt in der Badgasse ausgeübt wurde, ist unklar. Schon relativ früh muss in Zwettl eine Badstube bestanden haben. Diese Annahme stützt sich auf Karl Uhlirz, der in seiner 1895 erschienenen Aufarbeitung der Quellen des Zwettler Stadtarchivs eine Urkunde aus dem Jahr 1332 beschrieb, in der die *peststuben oder badstuben, beim Stanesser thor zu Zwetl gelegen*³ erwähnt wird. Das Originaldokument lag auch Uhlirz nicht mehr vor, er konnte aber auf die Erwähnung in einem Urkundenverzeichnis aus dem Jahr 1774 zurückgreifen. Unglücklicherweise ist aber auch letzteres dem Archiv, wahrscheinlich in den Wirren des Zweiten Weltkrieges, abhanden gekommen, sodass diese frühe Erwähnung der Badstube, die als Peststube wohl außerhalb der Stadtmauer gelegen sein musste,⁴ zwar nicht ernsthaft angezweifelt, aber auch nicht sicher bestätigt, geschweige denn weiteren Analysen unterzogen werden kann.

In den folgenden beiden Jahrhunderten verstummen die Quellen zum Thema Bader, abgesehen von einer Passage im Zwettler Weistum (Banntaiding) des Jahres 1499, in der es heißt: *Halter, pader und feldhueter sein der gemein diener [...]*.⁵ Wenn auch relativ dürftig und wenig aufschlussreich, deutet dieser Vermerk dennoch zumindest auf das Vorhandensein eines Baders in der Stadt hin. Es dauert dann bis 1553, als mit Augustin Haunold in den Zwettler Ratsprotokollen erstmals ein Bader namentlich erwähnt wird.⁶ Danach sind in den Quellen regelmäßig Bader verzeichnet und in der Zwettler Badstube in der *Badgasse* dürften somit, wenn auch unter rege wechselnden Besitzern und *Bestand-inhabern* (=Pächtern), regelmäßig Badetage abgehalten worden sein. 1718 erwarb der Bader Joseph Christoph Aßl ein Haus im *Grätzl*, also im Stadtinneren, und übertrug auch die *Badgerechtigkeit* auf sein neues, bis heute allerdings noch nicht näher lokalisiertes Grundstück. Wenige Jahre später wurde die *Badgerechtigkeit* erneut transferiert, diesmal auf ein Anwesen am Neuen Markt.⁷ Besteht nun ein Zusammenhang zwischen der ehemaligen Badestube in der Babenbergergasse Nr. 4 und dem direkt südlich davon angrenzenden Haus Babenbergergasse Nr. 6, dem Fundort des Destillierhelms?

² Dehio-Handbuch 1342.

³ Karl Uhlirz, Das Archiv der landesfürstlichen Stadt Zwettl. Zwettl 1895, 10.

⁴ Berthold Weinrich, Die Bader, Ärzte und Apotheker. In: Hans Hakala und Walter Pongratz, Zwettl, Niederösterreich 1, Die Kuenringerstadt. Zwettl 1980, 446-476, hier 449.

⁵ Ebenda.

⁶ Ebenda.

⁷ Ebenda 455 f.

Schon allein die Schilderung der genauen Fundumstände durch Michael Wittmann und ein Lokalausweis in dem unmittelbar an das Haus Nr. 4 anschließenden Kellerraum ließen diese Vermutung aufkommen. Es schien daher lohnenswert, die historischen Quellen des Stadtarchivs Zwettl nach Hinweisen auf eventuelle Grundstücksteilungen durch Erbfall, Verkauf etc. zu durchforschten, um so diese Hypothese mit Beweisen untermauern zu können. Tatsächlich fand sich im sogenannten *Gemainer Statt Zwetl Khaüff Prothocoll Anno 1710*, dem Zwettler Hauskaufprotokoll zwischen 1710-1727, die Dokumentation eines am 15. April 1722 getätigten Hauskaufes, bei dem das alte Badhaus involviert war. Laut diesem Protokoll wurde nämlich das *alte badhaus* in zwei bürgerliche Hälften geteilt, wovon der Zimmermannsgehilfe [...] *Andreaß Schneider* [...] *den hintern thaill gegen die Stadtmauer sambt dem halben Fürhaus und dazugehörigen Boden und Zimern* [...] ⁸ erwarb. Mit dem alten Badhaus kann nur das heutige Objekt Babenbergergasse Nr. 4 gemeint sein, das zum Zeitpunkt des Hauskaufs mindestens schon vier Jahre lang nicht mehr als Badestube in Betrieb war, da ja, wie schon zuvor dargelegt, der damalige Bader 1718 in ein neues Badehaus übersiedelte. Folglich muss es sich dann bei dem ehemaligen hinteren Teil des alten Badhauses um das heutige Gebäude Babenbergergasse Nr. 6 handeln, das ja unmittelbar in südlicher, also zur Stadtmauer weisender Richtung an das Nachbarobjekt Nr. 4 anschließt. Harmonisch in dieses Bild fügt sich die auf Basis der Zwettler Urbare erstellte Hausbesitzerreihe des Hauses Babenbergergasse Nr. 6, welche im Jahre 1723 mit einem gewissen *Andreaß Schneider* beginnt. ⁹

Es scheint damit der Nachweis gelungen zu sein, dass das ursprüngliche Zwettler Badehaus auch das heutige Objekt Babenbergergasse Nr. 6 inkludierte, womit desgleichen ein Zusammenhang des Destillierhelms mit der ehemaligen Badestube nicht von der Hand zu weisen sein dürfte. Letzte Zweifel könnten freilich nur durch bauarchäologische Untersuchungen aus dem Weg geräumt werden.

Es ist durchaus denkbar, dass die Zwettler Bader den Destillierhut zum Herstellen von Arzneien verwendeten. Man weiß jedoch auch von einem besonders geschäftstüchtigen Bader namens Matthias Treitler, der die Zwettler Badstube gegen Ende des 17. Jahrhunderts betrieb und außerdem das Recht erworben hatte, nebenher zu *leitgeben*, also Alkohol auszuschänken, wofür er – wie in den Zwettler Protokollen vermerkt – zusätzliche Abgaben leisten musste. ¹⁰ Es stehen demnach zwei Erklärungsmodelle für das Vorhandensein eines Destillierhelms in der Zwettler Badestube zur Verfügung: zur Herstellung von medizinischen Heilmitteln oder zur Produktion von weniger gesundheitsförderndem Hochprozentigen.

⁸ Stadtarchiv Zwettl, Sign. 6/5: *Gemainer Statt Zwetl Khaüff Prothocoll Anno 1710* (= Hauskaufprotokoll 1710-1727), fol. 58v.

⁹ Hans Hakala, Zwettler Hausbesitzerreihen (1560)-1632-1980. In: Hakala und Pongratz, Zwettl 627-664, hier: 630.

¹⁰ Weinrich, Bader 453.

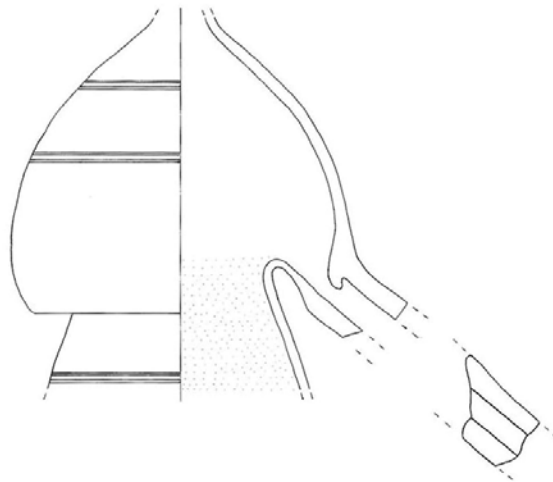
Der Zwettler Destillierhelm



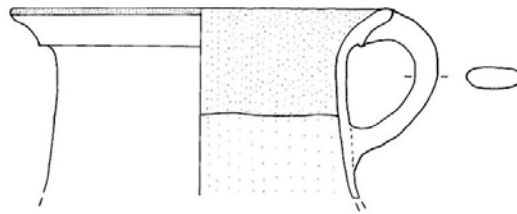
Abb. 1: Der Zwettler Destillierhelm

Beschreibung

Das Kernstück der Funde aus der Babenbergegasse Nr. 6, welches den gesamten Fundkomplex zu einer Besonderheit macht, ist mit Sicherheit das als Destillierhelm anzusprechende Objekt Kat. Nr. 1 (Abb. 1 und 2). Dieser ist aus oxidierend gebrannter Keramik gefertigt und weist bei einer Höhe von insgesamt 18,5 cm einen glockenförmigen, wohl ursprünglich mit einer knopf- oder ringförmigen Handhabe versehenen Scheitel sowie ein konisch ausladendes Aufsatzstück mit einem Durchmesser von 13,2 cm auf. Die Sammelrinne mündet in einen nur fragmentarisch erhaltenen Schnabel mit einem Durchmesser von 3 cm und einer lichten Weite von 1,4 cm. Als Dekor finden sich vier paarweise gestellte umlaufende Rillen am Scheitel, desgleichen ein Rillenpaar am Aufsatzstück. Der Destillierhelm ist außen wie innen – etwa bis zum oberen Aufsatzstückansatz – grün glasiert, ansonsten ist das Innere mit einer weißen Patina überzogen, was wahrscheinlich auf Destillatrückstände zurückzuführen ist. Zu dem Destillierhelm gehören außerdem ein etwa 4,9 cm langes Schnabelbruchstück (Kat. Nr. 2) sowie zwei kleine Wandfragmente (Kat. Nr. 3-4).



Kat.Nr. 1 u. 2



Kat.Nr. 5



Abb. 2: Destillierhelm und Topffragment

Datierung

Laborkeramische Geräte, und darunter vor allem Destillierhelme, gehören zu jener Kategorie archäologischer Funde, die sich chronologisch und chorologisch nur ausgesprochen schwer einordnen lassen. Dies liegt zum einen daran, dass – wie später noch genauer veranschaulicht werden wird – europaweit betrachtet bis jetzt nur relativ wenige solcher irdener Destillierhelme publiziert sind und damit als Vergleichsobjekt zur Verfügung stehen. Dies spricht höchstwahrscheinlich nicht für deren seltenen Gebrauch, sondern ist eher Ausdruck eines rudimentären Forschungsstandes. Zum anderen zeichnen sich die nicht gerade zahlreichen vorhandenen Objekte, selbst wenn sie aus geographisch weit von einander entfernt liegenden Gebieten stammen, meist durch ein frappierend ähnliches Aussehen aus. Als technisch-funktionale Keramik unterlagen Destillierhelme keinen Modeströmungen, sondern einige wenige sich bewährende Formen wurden Jahrhunderte lang – teilweise sogar bis ins 19. oder 20. Jahr-

hundert hinein – weitertradiert.¹¹ Andere Gründe für die Uniformität dürften in der durch die Buchdruckkunst stark begünstigten Verbreitung von Destillierbüchern oder anderen Schriften und den darin abgebildeten Formen, welche als Vorbilder dienten, sowie den weit reichenden persönlichen Kontakten „eingeweihter“ Alchemisten, die für die Verbreitung bestimmter Typen sorgten, zu suchen sein.¹² Eine Unterscheidung von regionalen Typen ist daher schwer möglich und ein damit verbundener Datierungsansatz zum Scheitern verurteilt.

So bleibt in diesem Fall des Destillierhelms aus Zwettl auf Grund einer nicht vorhandenen archäologischen Stratigraphie und der soeben beschriebenen Schwierigkeit als einzige Möglichkeit nur mehr die der chronologischen Einordnung über die Begleitfunde. Bedingt durch die spezifischen Bergungsumstände hat sich jedoch, abgesehen von der glücklichen Ausnahme des Destillieraufsatzes, kein weiteres, auch nur annähernd vollständig erhaltenes Gefäß erhalten. Das restliche Fundinventar des Hauses Babenberbergasse Nr. 6 besteht somit aus 35 Keramikfragmenten der verschiedensten Größen, von welchen lediglich ein Bruchteil für chronologische Untersuchungen verwertbar war. Zu diesen auserwählten Stücken zählen: die Fragmente von vier innen glasierten Töpfen (Kat. Nr. 5, 6, 8, 9), zweier unglasierter Töpfe (Kat. Nr. 7, 10), das Randstück einer Pfanne (Kat. Nr. 11), der Fuß einer Dreifußpfanne (Kat. Nr. 12), die Reste von acht glasierten Tellern (Kat. Nr. 13-20), sowie das Blatt- (Kat. Nr. 35) und Zargenfragment (Kat. Nr. 36) einer grün glasierten Kachel.

Für den mit einem Bandhenkel versehenen Topf Kat. Nr. 5 (Abb. 2) lässt sich ebenso wie für den Topf Kat. Nr. 9 (Abb. 4) durch einige Vergleichsfunde eine Datierung vom 16. bis ins frühe 18. Jahrhundert erschließen.¹³ Der einen Bandhenkel aufweisende Topf Kat. Nr. 6 (Abb. 3) kann chronologisch nur grob zwischen dem 17. und dem 19. Jahrhundert eingegrenzt werden. Gleiches gilt für den ebenfalls mit einem Bandhenkel ausgestatteten Topf Kat. Nr. 7 (Abb. 3). Bezüglich des Topfes Kat. Nr. 8 (Abb. 3) scheint auf Grund zahlreicher Vergleichsbeispiele eine Datierung in das 16./17. Jahrhundert angebracht.

Bei dem Keramikfragment Kat. Nr. 10 (Abb. 4) mit der markant ausladenden Randform könnte es sich trotz fehlender Innenglasur um einen – chronologisch wenig sensiblen – Nachtopf handeln, für den sich nur ein dement-

¹¹ Vgl. den erst kürzlich publizierten, beinahe vollständig erhaltenen Destillierhelm aus dem oberösterreichischen Salzkammergut, bei dem es sich nicht um einen Bodenfund handelt und der laut freundlicher Auskunft des Besitzers, Heinz Gruber, in das 19. oder 20. Jahrhundert zu datieren sein dürfte [Nikolaus Hofer, Handbuch zur Terminologie der mittelalterlichen und neuzeitlichen Keramik in Österreich (Fundberichte aus Österreich, Materialhefte, Reihe A, 12) Wien 2010, 72].

¹² Peter Kurzmann, Die Destillation im Mittelalter (Lehr- und Arbeitsmaterialien zur Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 2) Schloss Hohentübingen 2000, 51.

¹³ Für eine ausführliche Datierungsdiskussion dieser und folgender Funde vgl. Ronald Salzer, Der Destillierhelm von Zwettl. Ungedruckte Proseminararbeit Institut für Ur- und Frühgeschichte, Universität Wien 2005, 26-34.

sprechend unpräziser Datierungszeitraum zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert erwägen lässt.

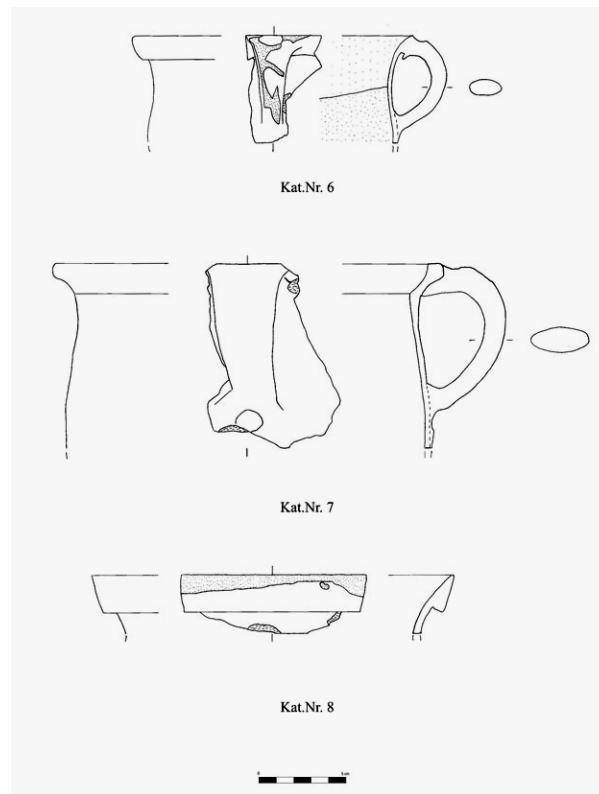


Abb.3: Topffragmente

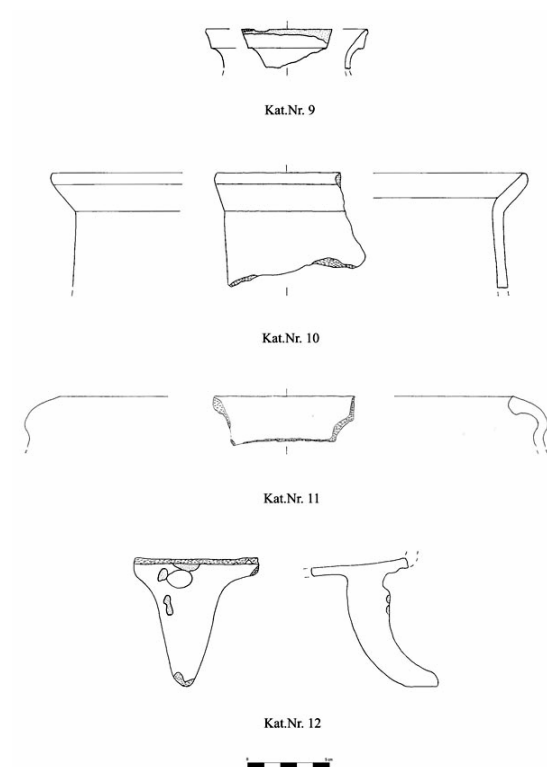


Abb. 4: Topf- und Pfannenfragmente

Noch mehr Rätsel wirft das Objekt Kat. Nr. 11 (Abb. 4) auf. Dank seines bogig einziehenden, abgestrichenen Randes ruft es zunächst – auch durch das Vorhandensein des Destillierhelms nicht abwegig erscheinende – Assoziationen mit destillationskeramischen Sonderformen hervor, doch wahrscheinlich handelt es sich – bei aller Vorsicht ob der Ungewissheit des weiteren Gefäßaufbaus – eher um das Randstück eines Pfannen- bzw. Schüsselgefäßes aus dem 17. Jahrhundert. Ein Zusammenhang mit Kat. Nr. 12 (Abb. 4), bei der es sich mit Sicherheit um den Fuß einer – vom 16. bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts nahezu unverändert verbreiteten – Dreifußpfanne handelt, ist deshalb denkbar.

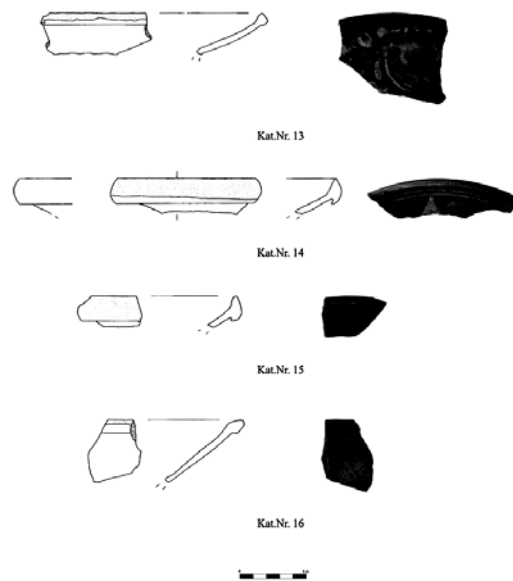


Abb. 5: Tellerfragmente

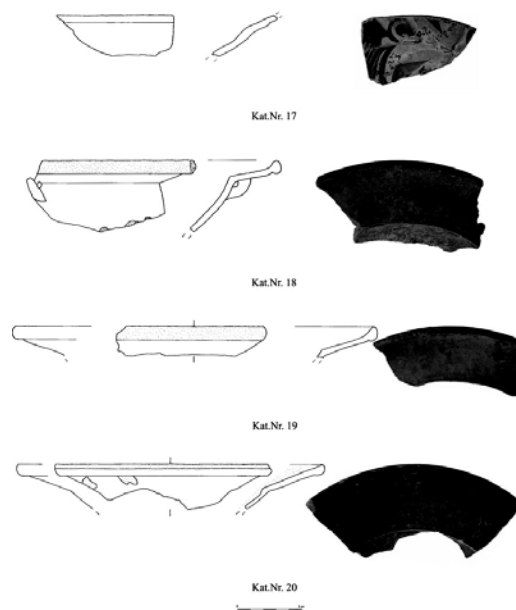


Abb. 6: Tellerfragmente

Die bunt glasierten Teller Kat. Nr. 13 bis 17 (Abb. 5 und 6), von denen die beiden Objekte Kat. Nr. 14 und 15 vermutlich Fragmente ein und desselben Gefäßes sind, gehören zum Typus der so genannten Malhornware, welche allgemein in die zweite Hälfte des 16. bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts datiert wird. Bei den beiden, jeweils eine weißgraue Glasur aufweisenden Tellerfragmenten Kat. Nr. 18 und 19 (Abb. 6) handelt es sich möglicherweise um die Reste eines mit einem Ösenhenkel ausgestatteten Fayencetellers bzw. eines Fayence nachahmenden Gefäßes. Ein einziges vergleichbares Objekt stammt aus dem 17. Jahrhundert; gleiches gilt für den grün glasierten Teller Kat.Nr. 20 (Abb. 6).

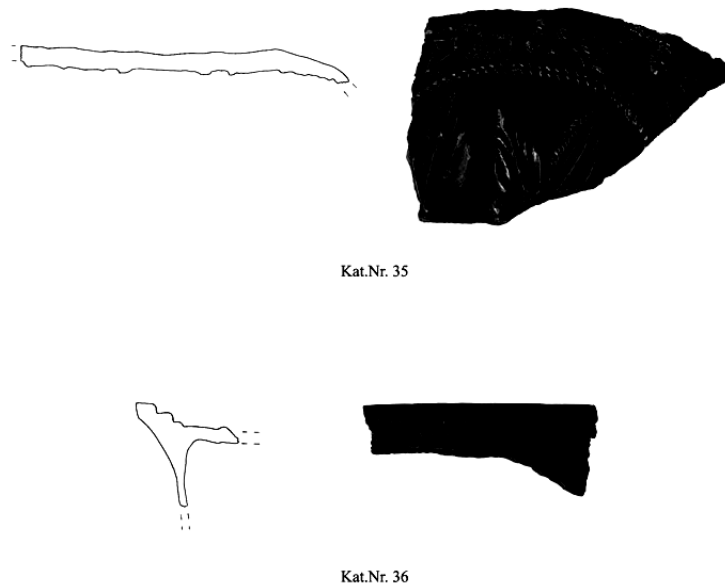


Abb. 7: Kachelfragment

Das Kachelblattfragment Kat. Nr. 35 sowie das sich aus Leiste und Zarge zusammensetzende Bruchstück Kat. Nr. 36 (Abb. 7) können mit ziemlicher Sicherheit als die Reste einer grün glasierten Medaillonkachel angesprochen werden. Hinsichtlich der Motivik sind auf Kat. Nr. 35 nur mehr die Reste eines von einem Kranz gebildeten und von einer Ziermaske sowie einer Fruchtgirlande umrahmten Medaillons erkennbar, in dem sich drei gezacktrandige Blätter befinden. Wegen des unvollständigen Erhaltungszustandes des Kachelblattes lässt sich die ursprünglich darauf abgebildete Motivik in seiner Gesamtheit leider nicht mehr erschließen, was den Vergleich mit anderen Kachelmotiven erschwert. Die wenigen, aber einstimmig eine Datierung in das späte 16. bzw. in das frühe 17. Jahrhundert vorschlagenden Vergleichsbeispiele, lassen auch für die Zwettler Kachel ruhigen Gewissens eine ähnliche Zeitstellung annehmen.

Resümierend betrachtet ergibt sich somit anhand der Datierung der Begleitfunde für die chronologische Einordnung des Zwettler Destillierhelms ein auf den ersten Blick wenig aussagekräftiger chronologischer Zeitrahmen, der vom 16. bis ins 18., wenn nicht gar in das 19. Jahrhundert reicht. Dieses Ergebnis belegt einerseits den schlechten Forschungsstand sowie den immer noch großen Nachholbedarf der relativ jungen Disziplin der frühneuzeitlichen Archäologie, was Keramik betrifft, andererseits spiegelt es die infolge der Langlebigkeit vieler frühneuzeitlicher Keramikformen bedingten schlechten Datierungsmöglichkeiten wider. Vor allem wegen der vier Malhornteller, der Kachel, eines vermutlich als Dreifußschüssel anzusprechenden Randstücks und einiger Töpfe ergibt sich jedoch eine Konzentration zwischen dem späten 16. und dem frühen 18. Jahrhundert, was das ernüchternde Bild der scheinbaren chronologischen Beliebigkeit zumindest etwas mildert. Außerdem handelt es sich bei dem Zwettler Fundkomplex ja höchstwahrscheinlich nicht um einen geschlossenen Fund, womit chronologische „Ausreißer“ auch als Reste früher bzw. später entsorgter Abfälle gedeutet werden können.

Destillation

Definition

Unter Destillation versteht man ein Verfahren, bei dem ein aus flüssigen oder festen Bestandteilen zusammengesetztes Stoffgemisch langsam zum Sieden gebracht wird, wobei eine der Stoffkomponenten einen geringeren Siede- oder Schmelzpunkt aufweist und somit eher verdampft. Es kann daher ein von den übrigen Stoffen getrenntes und durch Kühlung zumeist flüssiges, gereinigtes Destillat gewonnen werden. Bei einer Destillation handelt es sich also um ein Trennungs- und Reinigungsverfahren.¹⁴

Grundlage für das Verständnis historischer Destillationsverfahren und der dabei zur Anwendung gekommenen Geräte sind bis heute die beiden Destillierbücher des Straßburger Wundarztes Hieronymus Brunschwig (1450-1512): das 1500 erschienene „Kleine Destillierbuch“ (*Liber de arte distillandi de simplicibus*) sowie das wesentlich umfangreichere, 1512 herausgegebene „Große Destillierbuch“ (*Liber de arte distillandi de compositis*). Diese durchwegs in deutscher Sprache verfassten, reich illustrierten Bücher waren derart populär, dass sie viele Auflagen erfuhren, in mehrere Sprachen übersetzt und maßgeblich für die nachfolgende Literatur auf diesem Gebiet wurden.¹⁵

Eine Destillationsapparatur setzt sich grundsätzlich aus dem die zu destillierende Flüssigkeit enthaltenden Gefäß (Kolben oder *cucurbita*, Schale/Pfanne

¹⁴ Gerhard Pfeiffer, Technologische Entwicklung von Destilliergeräten vom Spätmittelalter bis zur Neuzeit. Diss. Univ. Regensburg 1986, 5.

¹⁵ Gundolf Keil, Brunschwig, Hieronymus. In: Lexikon des Mittelalters 2 [CD-ROM-Ausgabe]. Stuttgart 2000, 793 f.

oder *patina*), dem Destillierhelm (Alembik oder *alembicus*, Rosenhut, Hut oder *pileus*, Glocke oder *campana*, Schale oder *patina*) und einem Auffanggefäß (auch Vorlage oder Rezipient bzw. *receptaculum* bezeichnet) zusammen. Eine später aufkommende Sonderform stellt die Retorte (*cucurbita retorta*, *cornus Hermetis*, Storchschnabel) dar, bei der – funktionell gesehen – Kolben und Helm zu einer Einheit verschmolzen sind. Um die nicht selten aus Glas oder Keramik bestehenden Destillationsgeräte vor etwaigen, durch die direkte Einwirkung des Feuers entstehenden Schäden zu schützen, wurden diese häufig *verluttet*, also mit *lutum*, einer nach verschiedenen Rezepturen, jedoch hauptsächlich aus Lehm, Leim und Faser hergestellten Dichtungsmasse, versehen.¹⁶ Das *lutum* konnte aber auch als Klebesubstanz fungieren, welche dazu diente, die Verbindungsstellen zwischen Destillationsgefäß und Destillierhelm abzudichten.¹⁷

Für eine Entscheidung der Frage, welcher Kategorie der Zwertler Fund zuzuordnen ist, sollen im Folgenden die wichtigsten Destillierhelmtypen, nämlich Rosenhut bzw. Glocke und Alembik sowie ihre Anwendungsgebiete vorgestellt werden. Nicht näher eingegangen wird auf die Schale (*patina*), da es sich hierbei um ein einfaches Gefäß ohne Rinne handelt, das umgekehrt auf eine anderes Gefäß gestülpt wurde.¹⁸

Rosenhut (Hut, pileus) oder Glocke (campana)

Unter diesen Begriffen versteht man spezielle kegel- oder glockenförmige Destillierhelme, deren Rinne meist von dem umgeschlagenen oder umgeformten unteren Rand gebildet wird. Die Rinne eines Rosenhuts ist in der Regel gegen die Horizontale geneigt, um für einen schnellen Abfluss des Destillates in Richtung der oberen Schnauzenöffnung zu sorgen. Ein ähnlicher Effekt lässt sich aber auch bei einer horizontal liegenden Rinne mühelos durch eine leichte Schrägstellung der gesamten Apparatur erreichen. Die nach unten weisende Schnauze des Rosenhuts ist so platziert, dass sie mit ihrer oberen Öffnung die sich in der Rinne sammelnde kondensierte Flüssigkeit aufnehmen und direkt in das jeweilige Auffanggefäß leiten kann.

Die Gründe für die charakteristische hohe Form eines Rosenhutes liegen in zwei entscheidenden Vorteilen: Sie bewirkt zum einen infolge der größeren Oberfläche eine relativ gute Kühlwirkung durch die umgebende Luft und zum anderen lässt sie die kondensierten Flüssigkeitströpfchen an der steilen Wand abfließen und so in die Rinne gelangen. Bei einer weniger steilen Wand bestünde die Gefahr, dass die Tröpfchen hängen blieben und schließlich in das Destilliergefäß zurückfielen.¹⁹

¹⁶ Kurzmann, Destillation 36 f.

¹⁷ Pfeiffer, Technologische Entwicklung 274.

¹⁸ Kurzmann, Destillation 42.

¹⁹ Ebenda 39.

Der Scheitel eines Rosenhutes wird meist von einer knopfartigen Handhabe bekrönt, die weniger dekorativ als funktional gedacht war, da an dieser etwa ein Draht oder Faden befestigt werden konnte, der es erlaubte, die Vorlage besser zu fixieren oder im Bedarfsfall den noch heißen Destillierhelm rasch zu entfernen.²⁰

Der Rosenhut wurde üblicherweise auf ein schalenförmiges Gefäß mit weiter Öffnung, also einer Schale (*patina*) oder Pfanne, gesetzt, dessen oberer Rand eine Rinne zur Aufnahme des Helms trug, oft mit einer ausgussartigen Ausbuchtung für die Schnauze.²¹ Geht es nach den häufigen Erwähnungen in den einschlägigen Schriftquellen, scheint sich die Verwendung eines Rosenhuts, zumindest im 15. und 16. Jahrhundert, großer Beliebtheit erfreut zu haben.²² So beschrieb etwa Brunschwig in seinem „Großen Destillierbuch“ einen Rosenhut folgendermaßen:

*Du solt ouch haben gemeine helm / genant Rosenhût gemacht von kupffer und inwendig wol verzint und von bly zin oder von erden / inwendig und außwendig zu dem zweiten mal verglasurt / und dar under pfannen deren figur hie nach stot.*²³

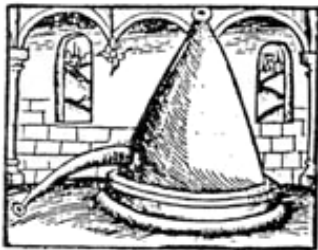


Abb. 8: Darstellung eines Rosenhutes sowie einer kompletten Destillationsapparatur bestehend aus Ofen, Rosenhut, Schale und Auffanggefäß bei Brunschwig (1512).

Aus: Kurzmann, Destillation 49

Danach folgte eine Zeichnung eines möglicherweise aus Zinn gegossenen Rosenhutes ohne Ofen, anhand derer es aber nicht möglich ist, die Lage der

²⁰ Ebenda 61.

²¹ Ebenda 39.

²² Pfeiffer, Technologische Entwicklung 199.

²³ Brunschwig zitiert nach Kurzmann, Destillation 50.

Rinne zu eruieren (Abb. 8).²⁴ Als ein Indiz für eine gewisse Normierung in Gestalt und Produktionsmaterial von Rosenhüten kann die Tatsache gewertet werden, dass auch noch Ende des 16. Jahrhunderts Matthiolus sich in ähnlicher Weise zu diesen äußerte:

*[Solche Destillationshelme] nennet man im Latein Campanas rostratas, darumb / daß die Helme formiert sind wie geschnautzte Glocken. Deutsch nennt mans Rosenhüte. Man hat sie gemeiniglich von Zin gemacht. Die Töpfer oder Hafner machens auch jetzund von Lett oder Thon / innwendig verglasirt wie andere Töpffe.*²⁵

Laut Brunschwig und Matthiolus konnten Rosenhüte also sowohl aus Metall als auch aus Keramik gefertigt sein, jedoch sind an Bodenfunden bis jetzt nur Keramik-Glocken aufgetaucht, was aber nicht notwendigerweise die Existenz von Rosenhüten aus Metall ausschließen muss, da ja solche Glocken nicht einfach achtlos entsorgt, sondern wegen ihres Metallwerts mit hoher Wahrscheinlichkeit wieder eingeschmolzen wurden. Glas-Rosenhüte scheinen ebenfalls durchaus denkbar.²⁶

Die Destillation mit einem Rosenhut (destillatio per campanam)

Neben der *destillatio per alembicum*, *destillatio per patinam* und der *destillatio per retortam* wird von spätmittelalterlichen bzw. frühneuzeitlichen Autoren auch die so genannte *destillatio per campanam* erwähnt, worunter man die Destillation mit Hilfe des Rosenhutes verstand (Abb. 8). Da das Destillationsgefäß (eine *patina* oder ein entsprechender Topf) meist einen sehr großen Durchmesser aufwies, ermöglichte diese Destillationsmethode auch das Bearbeiten eines grobe Stücke aufweisenden Destillationsgutes. Darüber hinaus konnte die *destillatio per campanam*, im Gegensatz zu den anderen erwähnten Methoden, nicht nur auf speziellen Laboratoriumsöfen, sondern auch auf normalen Küchenherden, und daher von nahezu jedermann, durchgeführt werden. Mit Hilfe dieser Destillationsvariante war es möglich, sowohl Branntwein herzustellen als auch Extrakte zu gewinnen, die aus den verschiedensten Ingredienzen, wie etwa Kräutern, Blättern, Wurzeln, Früchten, Samen und natürlich diversen tierischen Zutaten, bestehen konnten. Die in den Schriftquellen überlieferten Vorschriften und Rezepte wirken oft recht willkürlich und verwirrend und lassen häufig eine individuelle Arbeitsweise ausdrücklich zu.²⁷

²⁴ Ebenda.

²⁵ Petrus Andreas Matthiolus, *Commentarii in VI Libros Pedacii Dioscurides Anazarbei de materia medica*. Venedig 1583, 456 zitiert nach Pfeiffer, *Technologische Entwicklung* 197.

²⁶ Kurzmann, *Destillation* 42.

²⁷ Kurzmann, *Destillation* 43-46.

Der Alembik (alembicus) und die destillatio per alembicum

Eine andere Variante eines Destillierhelms stellt der so genannte Alembik (*alembicus*)²⁸ dar. In Zedlers Universallexikon, einer zwar vergleichsweise späten, aber dafür umso ergiebigeren Quelle, wird ein Alembik folgendermaßen beschrieben:

*Ein Brenn-Kolbe, Helm, Blasen-Hut, Alembick ist ein von Glas, Zinn oder Kupfer gemachtes Gefäß, welches inwendig hohl, gewölbt oder concav, auswendig aber convex, ist, und beym destilliren, laboriren, und Brandtweinbrennen auf die gläserne oder irdene Kolben und kupfernen Blasen gesetzt [...] [wird].*²⁹

Der Alembik zeichnet sich üblicherweise durch eine mehr oder weniger kugelförmige bis zylindrische Form und ein einfaches glattes, verschieden stark ausgeprägtes Rand- bzw. Aufsatzstück aus, das zum Einsetzen auf oder in die Mündung eines eher enghalsigen Destilliergefäßes, also vorzugsweise eines Kolbens (*cucurbita*) aus Glas oder Keramik, dient. Wie bei dem zuvor beschriebenen Rosenhut, ist auch der abwärts weisende Schnabel des Alembiks so platziert, dass die sich in der umlaufenden Rinne sammelnde Flüssigkeit durch ihn abfließen kann, generell ist dieser aber im Vergleich zu einem Rosenhut etwas länger. Auch der Alembik besitzt meist einen sowohl funktionalen als auch dekorativen Zwecken dienenden Knopf an seiner Spitze (Abb. 9).



Abb. 9: Darstellung eines Alembiks als Teil einer kompletten Destillationsapparatur bei Brunschwig (1512). Aus Kurzmann, Destillation 49.

²⁸ Das Wort *alembicus* soll sich aus dem griechischen *ambix* für Schale sowie dem arabischen *al-anbiq* ableiten (Pfeiffer, Technologische Entwicklung 20).

²⁹ Johann Heinrich Zedler, Großes Vollständiges Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste 1. Halle-Leipzig 1732, 1126.

Passend zu Zedlers Definition, in welcher als Herstellungsmaterialien für diesen Destillierhelm zwar Glas, Zinn und Kupfer, nicht aber Keramik genannt werden, überwiegen sowohl bei archäologischen Funden als auch in den musealen Beständen aus Glas hergestellte Alembiken bei weitem; nur selten finden sich solche Destillierhelme aus Keramik. Auch in der frühen Literatur werden fast ausschließlich gläserne Alembiken erwähnt, es existieren zwar dort gleichfalls Hinweise auf solche aus Keramik oder Metall, diese sind aber sporadisch und zudem nicht immer eindeutig.³⁰

Die Gründe für das auffallend seltene Vorkommen von irdenen Alembiken sind nicht ganz klar. Natürlich kann auch hier bis zu einem gewissem Maße der schlechte Forschungsstand verantwortlich gemacht werden, allerdings passt dazu die vergleichsweise große Anzahl an keramischen Rosenhüten und gläsernen Alembiken nicht so recht ins Bild. Ein unbestreitbarer Vorteil von Glas liegt in dessen Durchsichtigkeit, die ein direktes Beobachten der Destillationsprozesse ermöglichte.³¹ Es liegt daher der Schluss nahe, dass sich offensichtlich Glas im Gegensatz zu Keramik besser als Ausgangsmaterial für Alembiken und die damit durchzuführenden spezifischen Destillationsvorgänge eignete und somit auch mehr gläserne Alembiken produziert und verwendet wurden.

Die Destillation mit einem Alembik (destillatio per alembicum)

Die *destillatio per alembicum* ist die am häufigsten dargestellte und war, zumindest in Fachkreisen, wohl auch die am häufigsten angewandte Destillationsart (Abb. 9). Bei dieser kamen ein Alembik und ein Kolben zum Einsatz. Die langen Hälse der Kolben hatten mehrere Vorteile: Einerseits führten sie zu einer gewissen Rektifikation, also einer besseren Trennung der Flüssigkeitsgemische bei mehrmaliger Destillation, andererseits verhinderten sie auch ein eventuelles Hinüberspritzen der zu destillierenden Flüssigkeit. Der Alembik konnte, je nach Fertigung, sowohl über als auch in den Kolbenhals gesteckt werden, wobei für die letztere Variante sprach, dass bei dieser die herunterfließende, kondensierte Flüssigkeit nicht mit dem *lutum* in Berührung kam. Das Destillationsverfahren mit einem Alembik war technisch gesehen die beste und effektivste Lösung; nicht umsonst wurde diese Methode von den Alchemisten sehr geschätzt und dementsprechend in ihren Destillierbüchern besonders empfohlen. Doch konnte dieses Verfahren – zumindest nach der Fachliteratur – im Gegensatz zur *destillatio per campanam* nicht auf einem normalen Küchenherd durchgeführt werden, sondern bedurfte eines speziellen Ofens sowie besonderer Vorrichtungen zum Festhalten des Kolbens.³²

³⁰ Kurzmann, Destillation 38 f.

³¹ Ebenda 38-43.

³² Ebenda 43.

Die Schwierigkeit der praktischen Differenzierung zwischen Alembik und Rosenhut

Die Grenzen zwischen Rosenhüten und Alembiken sind jedoch nicht dermaßen eindeutig abgesteckt, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Denn Misch- oder Übergangsformen, also Destillierhelme, deren Scheitel zwar einerseits die für Rosenhüte charakteristische kegel- oder glockenförmige Gestalt besitzen, die aber außerdem, ähnlich wie bei Alembiken, ein mehr oder weniger zylindrisches Aufsatzstück aufweisen, lassen sich nicht so recht in die von einigen Autoren vorgegebenen Schemata einordnen. Sie werden daher, je nach Bearbeiter, mit einigen Bedenken entweder als Alembik oder als Rosenhut angesprochen. Eingedenk dieser offensichtlichen Unzulänglichkeiten der derzeit gängigen Definitionen ist es durchaus gerechtfertigt, die Grundlagen derselben etwas näher zu beleuchten und nach Alternativen zu suchen.

Bis in das 15. Jahrhundert sind kaum schriftliche Aufzeichnungen zur Destillation, geschweige denn zu den dabei zur Verwendung gekommenen Geräten bekannt, sodass die alten Bezeichnungen dieser nur äußerst lückenhaft oder überhaupt nicht bekannt sind.³³ Ab dem 16. Jahrhundert gab es zwar schon zahlreiche Autoren, die der Destillation ganze Bücher widmeten, allerdings brachte diese Vielzahl an Quellen auch eine Unmenge an verschiedenen Termini mit sich, die häufig nur vage unterschieden oder einfach synonym verwendet wurden. So schrieb etwa Brunschwig in seinem „Großen Destillierbuch“ einfach *tu es in ein alembicum*³⁴ und meinte damit hier ausnahmsweise nicht den Destillierhelm, sondern entweder den Kolben oder, als *pars pro toto*, die ganze Destillationsapparatur. Diese mangelnde Sensibilität, was präzise Begriffsunterscheidungen betrifft, sowie das fehlende Bestreben, eine Destillationsapparatur in allen Details zu beschreiben, kann aber auch Ausdruck dafür sein, dass die Autoren ihren Lesern bewusst Raum für individuelles Arbeiten ließen, da sich der gewünschte Effekt eines Destillationsvorgangs meist unter Zuhilfenahme verschiedener Methoden und Geräte erreichen ließ,³⁵ oder wie es Libavius ausdrückte, „je nach dem Geschick und dem Ziel des Scheidekünstlers sowie nach der Natur der Stoffe.“³⁶

Nicht minder große Probleme bereitet der Versuch, anhand zeitgenössischer Bildquellen eine exakte Identifikation bestimmter Gerätetypen im Allgemeinen sowie von Destillierhelmen im Speziellen zu erreichen. Zwar sind in manchen Destillierbüchern, wie etwa von Brunschwig oder Libavius, den Beschreibungen gewisser Verfahren und Gerätschaften Zeichnungen beigelegt, doch sind auch diese, ähnlich wie die Texte, die sie illustrieren sollen, wenig

³³ Ebenda 35.

³⁴ Brunschwig zitiert nach ebenda 47.

³⁵ Ebenda 47 f.

³⁶ Andreas Libavius, *Alchemie*. Frankfurt/Main 1597, 80 zitiert nach Kurzmann, *Destillation* 47.

detailgetreu und nur sehr schematisch. Sie lassen kaum Rückschlüsse auf das verwendete Material zu und dank fehlender Schnittzeichnungen sind für die Klassifizierung von Destillierhelmen so wichtige funktionelle Einzelheiten, wie etwa die Position der Sammelrinne oder die Beschaffenheit der Schale bzw. des Kolbens, schlichtweg nicht erkennbar.

Vermag also in dieser Hinsicht selbst die alchemistische Fachliteratur der Archäologie bei der Bewertung ihrer Funde nicht sonderlich zu helfen, dann ist es nicht weiter überraschend, wenn auch in andere Bereiche der Ikonographie führende Nachforschungen wenig fruchten. Vom 16. bis ins 19. Jahrhundert ließen sich zwar viele Künstler, darunter auch Pieter Brueghel der Ältere, von dem geheimnisumwitterten Treiben der Alchemisten inspirieren und stellten in ihren Werken Laborinventar, wie zum Beispiel Destillierhelme, dar. Allerdings müssen diese abgebildeten Geräte ebenfalls mit Vorsicht interpretiert werden, da man sich vielfach bestimmter idealtypischer Formen bediente, die immer wieder kopiert wurden und entweder in dieser Gestalt nie existierten oder einen veralteten, zur Entstehungszeit des Bildes in keinem Labor mehr zu findenden Stand wiedergaben.³⁷

Es überrascht daher nur wenig, wenn es für viele Bearbeiter laborkeramischer Funde, ganz besonders aber von Destillierhelmen, oftmals ein Ding der Unmöglichkeit ist, diese mit Sicherheit zu klassifizieren. Ein Blick in die sich mit diesem Metier befassende wissenschaftliche Literatur erleichtert die Aufgabe meist auch nicht gerade, findet sich dort doch ebenfalls ein wahres Sammelsurium an unterschiedlichen Bezeichnungen, das nicht zufällig an das der zuvor erwähnten Destillierbücher erinnert, wurden doch vielfach von frühneuzeitlichen Autoren geprägte Begriffe, wie etwa Alembik, Rosenhut oder Glocke, mit all ihren nur unscharf abgegrenzten Bedeutungen auf bestimmte archäologische Funde übertragen. Dadurch wird in der modernen Forschung bis heute ein gewisses Maß an Opazität prolongiert.

Einige Wissenschaftler haben in den letzten Jahrzehnten versucht, diesem Zustand mit Hilfe neuer Definitionen Abhilfe zu schaffen, wobei deren Ergebnisse im Folgenden kurz zusammengefasst werden sollen. Stephen Moorhouse unterschied bei keramischen Destillationshelmen folgende Typen:

- Alembik Typ I: Eine Kopie der typischen Glasalembiken, mit einem mehr oder weniger „kuppelförmigen“ Kopf und einem hohlen, sich verbreiternden, „sockelartigen Ring“, womit ein Aufsatzstück gemeint ist.
- Alembik Typ II: Dieser – auf Keramik beschränkte – Typ entspricht in Form und Aussehen dem Typ I, abgesehen von dem fehlenden Aufsatzstück und dem „ausschließlich“ in der Form eines hohen Kegels gestalteten Helmoberteil.³⁸

³⁷ Pfeiffer, Technologische Entwicklung 465 ff.

³⁸ Stephen Moorhouse, Medieval distilling-apparatus of glass and pottery. In: Medieval Archaeology (1972) 79-121, hier: 107 ff.

Gerhard Pfeiffer dagegen verwendete statt der neutralen Bezeichnungen Typ I und Typ II die alten überlieferten Namen Alembik und Rosenhut und ging bei deren Klassifizierung folgendermaßen vor:

1. Alembiken aus Glas:

- Form 1: Glockenform, nach oben spitz zulaufend, schräge Seitenwände;
- Form 2: Glockenform, nach oben deutlich abgerundet und dadurch mit geringerer Höhe, (leicht) schräge Seitenwände;
- Form 3: Zylinderform, oben abgerundet, Seitenwände (fast) gerade.³⁹

2. Keramische Alembiken: Pfeiffer widmete diesen ein eigenes Unterkapitel, trug aber zur Verwirrung bei, indem er dieses mit der nachfolgenden Feststellung begann: „Eine typische Form für aus Ton verfertigte Destilliergeräte bzw. -aufsätze stellt der Rosenhut dar.“⁴⁰ Im nächsten Absatz wurde dann vermerkt, dass Alembiken aus Keramik in ihrer Gestalt den bekannten Formen aus Glas entsprechen.⁴¹

3. Rosenhut: Für Pfeiffer fiel unter diese Kategorie ein hoher, oben spitz zulaufender, kegelartiger Destillieraufsatz, der im Gegensatz zum Alembik kein Aufsatzstück aufweist.⁴²

Den bislang letzten Versuch einer Typisierung von Destillierhelmen unternahm Peter Kurzmann. Er schlug vor, ganz im Gegensatz zu den beiden zuvor erwähnten Autoren, nicht im Vorhandensein eines Aufsatzstückes, sondern in dem unteren äußeren Durchmesser der Helme das entscheidende Kriterium bei der Differenzierung zwischen einem Alembik und einem Rosenhut zu sehen und versuchte dies auch mit einer Stichprobe von 25 Alembiken aus Glas und vier aus Keramik sowie 15 keramischen Rosenhüten zu unterlegen.

- Alembik: dient als Aufsatzgefäß für eine *cucurbita* und hat daher einen geringeren äußeren Durchmesser (bei Keramik: ein Mittelwert von 10,15 cm bei einer Standardabweichung von 1,59 cm; bei Glas: ein Mittelwert von 7,73 cm bei einer Standardabweichung von 2,06 cm);
- Rosenhut: wird bei der Destillation aus einer *patina* verwendet und besitzt daher einen größeren äußeren Durchmesser (der Mittelwert beträgt 21,89 cm bei einer Standardabweichung von 2,67 cm).⁴³

Wendet man die dargestellten Klassifizierungskriterien auf den Zwettler Fund an, so wäre dieser nach Moorhouse demnach ein „Alembik Typ I“ und laut Pfeiffer wohl ein „Alembik der Form 2“. Nicht so eindeutig fällt das Ergebnis bei Anwendung des von Kurzmann vorgeschlagenen Unterscheidungskriteriums, nämlich des unteren äußeren Durchmessers, aus. Denn der unterste

³⁹ Pfeiffer, Technologische Entwicklung 117-141.

⁴⁰ Ebenda 145.

⁴¹ Ebenda 145 f.

⁴² Ebenda 192.

⁴³ Kurzmann, Destillation 48-61.

Durchmesser des Standrings bzw. Aufsatzstücks beim Zwettler Destillationsgefäß beträgt ca. 13,2 cm, was dieses unter Berücksichtigung der Standardabweichung somit scheinbar eindeutig als Alembik ausweist. Allerdings ist das Aufsatzstück nur unvollständig erhalten, sodass der ursprüngliche Durchmesser wahrscheinlich mindestens noch 1-2 cm größer gewesen ist und den Zwettler Fund damit genau zwischen den für Alembik und Rosenhut statistisch eruierten Mittelwerten belässt. Zwar geht hinsichtlich der Ansprache des Destillationsgefäßes aus Zwettl auf Grund der von Moorhouse und Pfeiffer vorgelegten Definitionen die Tendenz in Richtung Alembik, jedoch zeigt das Beispiel des Kurzmann'schen Typologieversuchs eindrucksvoll, wie schnell solche Klassifizierungen durch Neufunde an ihre Grenzen stoßen und den Bearbeiter erst recht vor große Probleme stellen können.

Abschließend betrachtet gilt es daher festzustellen, dass keiner der eben vorgestellten Vorschläge die so genannte „Wort-Bild-Objekt“-Problematik, also die bereits oben beschriebene Schwierigkeit, archäologische Objekte in Einklang mit schriftlichen und bildlichen Quellen zu bringen, befriedigend zu lösen im Stande ist, da jeder einzelne von ihnen Fragezeichen und Unzulänglichkeiten aufweist. Der Verfasser schlägt daher vor, bei der archäologischen Ansprache von Destilliergeräten auf die in frühneuzeitlichen Schriften mit nur sehr vagen Definitionen überlieferten Begriffe, wie etwa Alembik oder Rosenhut, zu verzichten und statt dessen neutrale Termini, wie zum Beispiel Destillierhelm, Destillierhut oder Destillationsaufsatz zu verwenden. Zwar werden dadurch zwei Typen in einen Topf geworfen, zwischen welchen die Zeitgenossen auf Grund ihrer unterschiedlichen Anwendungsgebiete mit größter Wahrscheinlichkeit differenziert haben dürften; allerdings sind die genauen Differenzierungskriterien, sofern es diese wirklich gegeben hat, für uns heute nicht mehr nachvollziehbar, weshalb es angebracht scheint, auf eine neutrale Bezeichnung auszuweichen, die aber dafür eindeutig definiert und zutreffender ist.

Die Verbreitung irdener Destillierhelme in Europa vom Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert

Die in Tabelle 1 veranschaulichte Auflistung von Destillationshüten aus Keramik bis ins 18. Jahrhundert stützt sich im Wesentlichen auf die von Peter Kurzmann erstellte Kompilation⁴⁴ von in der Literatur ab ca. 1910 beschriebenen Funden, die von Seiten des Verfassers mit den seither publizierten Exemplaren ergänzt wurde.⁴⁵

Eine Betrachtung der Liste hinsichtlich des Fundorts veranschaulicht auf den ersten Blick einerseits, dass Destillierhelme in bestimmten Ländern gar nicht oder mit vergleichsweise auffallend wenigen Funden vertreten sind, was

⁴⁴ Ebenda 52-56.

⁴⁵ Nur diese Neuentdeckungen wurden mit einem eigenen Literaturverweis versehen.

aber sicher nicht für eine derartig geringe Verbreitung in diesen Regionen spricht, sondern wahrscheinlicher auf den dürftigen Forschungsstand zurückzuführen ist. Denn viele bei Ausgrabungen zu Tage getretenen laborkeramischen Stücke wurden und werden oftmals nicht als solche erkannt und harren in diversen Museen oder Depots immer noch ihrer Entdeckung.⁴⁶ Die besten Chancen auf eine Ansprache als Destillierhelm haben solche Funde meist, wenn sich die Sammelrinne und ein Teil der Schnauze bzw. des Schnabels erhalten haben. Die Hoffnung auf Besserung der Situation scheint jedoch berechtigt. Alleine seit Kurzmanns Zusammenstellung im Jahr 2000 wurden dem Verfasser mindestens 14 neue keramische Destillierhelme bekannt. Es ist also davon auszugehen, dass in den nächsten Jahren noch zahlreiche weitere Stücke auftauchen werden, mittels derer es dann eventuell möglich sein wird, einige von der Forschung künstlich geschaffene „weiße Flecken“ auf der Landkarte – z. B. in Süd- und Osteuropa – beseitigen zu können.

Tabelle 1

Fundort	Datierung	Fundzusammenhang
<i>Österreich</i>		
<u>Hard bei Thaya</u> , NÖ	14. Jh.	Herrenhof in Dorf
<u>Lanzenkirchen</u> , NÖ	15. Jh.	Burg
<u>Burg Haßbach</u> , NÖ ⁴⁷	15. Jh.	Burg
<u>Wiener Neustadt</u> , NÖ	15.-16. Jh.	Bürgerhaus
<u>Bregenz</u>	16. Jh.	Römischer Friedhof
<u>Innsbruck</u> , Hofburg ⁴⁸	16. Jh.	Burg oder städt. Umfeld
<u>Oberstockstall</u> , NÖ	2. Hälfte 16. Jh.	Alchemistisches Laboratorium in Schloss
<u>Zwettl-Niederösterreich</u> , Babenbergergasse Nr. 6	16.-18. Jh.	Badestube
<u>Kaiserebersdorf</u> , Wien ⁴⁹	17. Jh.	Habsburgerresidenz
<u>Loretto-Kapelle</u> , Burg Kapfenberg, Stmk. ⁵⁰	17. Jh.	Probierstube eines Alchemisten
<i>Deutschland</i>		
<u>Konstanz</u> , Obere Augusti- nergasse	14. Jh.	Bürgerhaus

⁴⁶ Kurzmann, Destillation 51.

⁴⁷ Thomas Pototschnig, Der Abfallschacht der Burgruine Haßbach. Ein Beitrag zur spätmittelalterlichen Sachkultur im Süden Niederösterreichs. Ungedruckte Diplomarbeit Univ. Wien 2007, 70-76.

⁴⁸ Thomas Tischer, Ausgrabungen vor der Innsbrucker Hofburg. Studien zur Keramik des 16. bis 18. Jahrhunderts in Tirol (Nearchos 7) Innsbruck 1999, 40 u. 82.

⁴⁹ Gabriele Scharrer-Liška, Die Keramik aus den Grabungen 1994-1995 im Schloss Kaiserebersdorf. In: Michaela Müller et al., Die archäologischen und bauhistorischen Untersuchungen im Schloss Kaiserebersdorf 1 (Monografien der Stadt Wien 3) Wien 2008, 259-331, hier: 297-299.

⁵⁰ Sigrid von Osten, Kapfenberg-Loretto 2006 – Archäologische Befunde und Funde. In: Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 24 (2008) 121-129.

<u>Konstanz</u> , Münzgasse	14. Jh.	Bürgerhaus
<u>Jena</u> ⁵¹ , ehm. Vorstadt Zweifelbach	2. Hälfte 14. Jh.	Töpferei
<u>Regensburg-Prebrunn</u>	1400-1450	
<u>Regensburg</u> , Auergasse 10 ⁵²	15. Jh.	Latrine in einer ehemaligen Schänke
<u>Regensburg</u> , Grasgasse	15.-16. Jh.	Wohngebiet
<u>Landshut</u>	15.-16. Jh.	Altstadt
<u>Nürnberg</u> , Kreuzgassen-viertel ⁵³	15.-16. Jh.	Wohngebiet
<u>Straubing</u> vorm nidern Tor	1560-1570	Hafnerwerkstatt
<u>Köln</u>	spätes 16. Jh.	Alchemistisches Laboratorium
<u>Burg Kuchenheim</u> , Lkr. Euskirchen ⁵⁴	16./17. Jh.	Burg
<u>Straubing</u> , vorm obern Tor	um 1600	Hafnerwerkstatt
<u>Straubing</u> , vorm obern Tor (2 Stk.)	um 1600	Hafnerwerkstatt
<u>Leipzig</u> , „Thüringer Hof“ ⁵⁵ , Schweiz	Mitte 17. Jh.	Alchemisteninventar in Bürgerhaus
<u>Scheidegg</u> , Kant. Basel-Land.	Anfang 14. Jh.	Burg
<i>Ungarn</i>		
<u>Sopron</u>	13.-14. Jh.	Burg
<u>Buda</u> (2 Stk.)	14. Jh.	Hof des königlichen Schlosses
<u>Kőszeg</u> (2 Stk.)	Anfang 16. Jh.	Stadtburg
<i>Tschechien</i>		
<u>Křivoklát</u> , Mittelböhmen ⁵⁶	Ende 13. Jh.	Burg
<u>Lelekovice</u> , Mähren	14.-15. Jh.	Burg
<i>Niederlande</i>		
<u>Utrecht</u>	15.-16. Jh.	Kloster Mariendael
<i>Frankreich</i>		

⁵¹ M. Rupp und S. Schneider, Von der „Kunst des Destillierens“. In: Archäologie in Deutschland 4 (2008) 53.

⁵² Werner Endres und Harald Millitzer, Keramikfunde aus der „Großen Latrine“ im Anwesen Auergasse 10 in Regensburg. In: Andreas Boos (Hg.), Wirtshauskultur. Archäologie, Geschichte und Hinterlassenschaft einer alten Regensburger Schänke. Regensburg 2002, 29-96.

⁵³ Markus Sanke, Ausgrabungen im Nürnberger Kreuzgassenviertel. In: Birgit Friedel und Claudia Frieser (Hg.), „...nicht eine einzige Stadt, sondern eine ganze Welt...“. Nürnberg - Archäologie und Kulturgeschichte. Büchenbach 1999, 71-104.

⁵⁴ Jürgen Weiner, Riza Smani und Petra Tutlies, Alambik – ein einzigartiger Fund von der Wasserburg Kuchenheim. In: Ausgrabungen im Rheinland (2006) 193 ff.

⁵⁵ Ralf Kluttig-Altmann, Leipziger Keramik des 14.-18. Jahrhunderts im Spannungsfeld von Herstellung, Gebrauch und Entsorgung. In: Matthias Untermann und Michaela Jansen (Red.), Archäologie der frühen Neuzeit (Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 18) Paderborn 2007, 101-106, hier: 104 ff.

⁵⁶ Tomáš Durdík, Bier und weitere alkoholische Getränke auf den Burgen. In: Harmut Hofrichter (Red.), Alltag auf Burgen im Mittelalter (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung e.V. Reihe B: Schriften 10) Braubach 2006 171-176, hier 175 ff.

<u>Lisieux</u> , Normandie ⁵⁷	Ende 13. Jh.-14. Jh.	Wohngebiet
<u>Straßburg</u>	16. Jh.	Latrine in einer Apotheke (?)
<i>Belgien</i>		
<u>Raeren</u> , Stadt Eupen ⁵⁸	1. Hälfte 16. Jh.	Töpferei
<i>Dänemark</i>		
<u>Björnkær</u> , Jütland (16 Stk, aber teils „Trichter“) ⁵⁹	14. Jh.	Burg
<i>Großbritannien</i>		
<u>Nottingham</u> , Friary Lane	spätes MA?	Kloster
<u>Selborne Priory</u> , Hants	spätes MA?	Priorei (Kloster)
<u>Oxford</u> , Bodleian Library	spätes MA?	
<u>Tunnel</u>		
<u>London</u> , Surrey Street	16. Jh.	
<u>London</u> , Fenchurch Street	spätes MA?	Wohngebiet
<u>Nuneaton Kiln Site</u> , Warwsh.	15. Jh.	Keramikproduktionsstätte
<u>Bodiam Castle</u> , Sussex	15.-16. Jh.	Burg/Schloss
<u>Hailes Abbey</u> , Glos.	1550-1650	Kloster
<i>USA</i>		
<u>Martins Hundred</u> , Virginia	17. Jh.	Gefunden in einer von Indianern zerstörten niederländischen Siedlung

Andererseits zeigt die Tabelle schon jetzt eine beachtliche geographische Streuung von Destillierhelmen, die von Großbritannien, Dänemark, Frankreich, Belgien und Deutschland bis nach Österreich, die Schweiz, Ungarn und Tschechien, ja sogar in die Vereinigten Staaten reicht. Der von insgesamt mindestens 47 Destillierhelmen größte Anteil an Funden ist mit 15 Stück in Deutschland zu verzeichnen, gefolgt von Österreich mit zehn, Großbritannien mit acht und Ungarn mit fünf Objekten. Eine Sonderstellung nimmt Dänemark mit seiner Fundstelle Björnkær ein, wo Anfang der 1930er Jahre 16 trichterförmige Gefäße unterschiedlicher Größe ergraben wurden. Kurzmann interpretierte diese teils als Destillierhelme, teils als Trichter, die zum Umfüllen von Flüssigkeiten oder als Kühlgefäße dienten. Da auch Kurzmann die genaue Unterscheidung als schwierig bezeichnete und sich auf keine absoluten Zahlen festlegen wollte, muss die genaue Zahl der dänischen Destillieraufsätze mit dem Hinweis auf eine potentiell sehr beachtliche Menge an Exemplaren vorerst offen bleiben.⁶⁰

⁵⁷ Sandrine Berthelot, Jean-Yves Marin und Monique Rey-Delqué (Hg.), *Vivre au Moyen Âge. Archéologie du quotidien en Normandie, XIIIe-XVe siècles*. Mailand 2002.

⁵⁸ Ralph Mennicken, Hochprozentiges und Hexengebräu? Zwei ungewöhnliche Gerätschaften aus Raerer Steinzeug. In: Friederike Lichtwark (Red.), *Keramik auf Sonderwegen*. 37. Internationales Hafnerei-Symposium, Herne 19. bis 25. September 2004 (Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 44) Mainz 2007, 53-64, hier: 53-59.

⁵⁹ Peter Kurzmann, Neues über die Destillation im Mittelalter In: *Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters* 35 (2007) 87-100.

⁶⁰ Ebenda 87-89.

In Bezug auf die Datierung der Destillierhelme weist die Tabelle einen klaren Schwerpunkt im 15. und 16. Jahrhundert aus, denn von insgesamt 44 Fundorten haben 23 eine eindeutige chronologische Zuordnung in einem dieser beiden Jahrhunderte vorzuweisen. Die ältesten Exemplare sind der Destillierhut aus der tschechischen Burg Křivoklát, die jeweils ins 13. bis 14. Jahrhundert datierten Destillierhelme aus der Burg von Sopron in Ungarn und aus dem französischen Lisieux sowie ein aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts stammendes Objekt aus der Burg Scheidegg. Bei Hinzuzählung der ins späte Mittelalter datierten britischen Destillieraufsätze ergeben sich noch etwa 13 weitere Exemplare, die vor 1500 datieren. Nur acht Funde fallen in das 17. Jahrhundert und danach, was somit den Zwettler Destillierhelm zu einem der jüngsten Vertreter seiner Art macht. Ob für diesen Abwärtstrend der schon zur Genüge herangezogene bescheidene Forschungsstand oder vielmehr eine spätestens im 17. Jahrhundert einsetzende Tendenz einer Umstellung von irdenen Destillierhelmen zu solchen aus Glas oder anderen Materialien verantwortlich zu machen ist, werden zukünftige Funde beantworten können.

Bei einer Analyse der insgesamt 47 oben aufgelisteten Destillierhelme bezüglich ihres Fundzusammenhanges ergibt sich folgendes Bild: 22 solcher Geräte wurden in Siedlungsmilieus (sowohl Städte als auch Dörfer) gefunden, 18 stammen aus Burgen, Schlössern oder herrschaftlichen Residenzen, vier aus Klöstern und bei drei Objekten konnte der konkrete Fundkontext nicht eruiert werden. Die – wenn auch knappe – Mehrheit von Destillierhelmfunden im Bereich von Siedlungen ist eine Bestätigung für die Theorie, dass solche Destillationsapparaturen ab dem späten Mittelalter nicht mehr nur bei elitären Kreisen verbreitet waren, sondern auch immer mehr in bürgerlichen Schichten Verwendung fanden, was einerseits Grundkenntnisse der Destillierkunst auch in solchen Bevölkerungsschichten, andererseits die Erschwinglichkeit derartiger technischer Geräte voraussetzt. In einigen Fällen lassen sich sogar Rückschlüsse auf mögliche Verwendungsgebiete ziehen, wie etwa bei dem Helm aus der Auer-gasse in Regensburg, der in einer ehemaligen Schänke gefunden wurde und daher auf eine Branntweinherstellung hindeutet, sowie bei dem Fund aus Straßburg, welcher möglicherweise im Zusammenhang mit einer Apotheke stehen und an eine Arzneiproduktion mit Hilfe solcher Destillierhelme denken lässt, oder bei dem Stück aus Zwettl. Insgesamt sieben Exemplare, und zwar aus Straubing, Jena, Nuneaton Kiln Site in England und dem belgischen Raeren, wurden sogar direkt in Hafnerwerkstätten gefunden, was für eine in großem Umfang stattfindende Produktion solcher Destillierhelme und eine dementsprechende Nachfrage spricht. In Köln und Leipzig waren Destillieraufsätze wohl Bestandteile von bürgerlichen Alchemistenlaboratorien. Die restlichen im Bereich von Siedlungen geborgenen Destillierhelme traten meist in herkömmlichen Bürgerhäusern zu Tage oder ließen auf Grund der Befundsituation keine weiteren Schlüsse auf die ehemaligen Besitzer zu.

Wenig überraschend ist die mit mindestens 18 Fundstücken – die sicherlich höhere Stückzahl in Björnkær ist dabei nur mit einem Exemplar berücksichtigt – zweithäufigste Verbreitung von Destillierhelmen in Burgen und Schlössern. Adelige konnten ja aus den verschiedensten Gründen, allen voran der Alkoholherstellung, an der Destillation interessiert sein und ihnen fiel überdies der Erwerb einer dafür nötigen Apparatur sowie des theoretischen Wissens sicherlich nicht schwer. Interessant ist dabei die chronologische Komponente: Der älteste Destillierhelm, nämlich aus Křivoklát, und insgesamt drei der vier ältesten Destillierhüte stammen aus Burgen, was für eine Innovationsfreude des Adels und seine wichtige Rolle bei der Verbreitung und Anwendung der Kenntnis von Destillationsprozessen spricht. Auch in der Folgezeit sind Destilliergefäße auf Burgen nicht selten und noch bis ins 17. Jahrhundert sind Destillieraufsätze aus Keramik mehrfach in adeligen Residenzen zu finden.

Besonders auffallend ist außerdem die Tatsache, dass mit den beiden im Hof des königlichen Schlosses von Buda aufgefundenen Stücken, dem Exemplar aus Kaiserebersdorf sowie unter Einrechnung des Objekts aus Innsbruck vier Destillierhelme aus dem direkten Umfeld landesfürstlicher Herrschaft entstammen, was einerseits als ein Beleg für die weite, sogar bis in allerhöchste Kreise reichende Verbreitung von Destillierhelmen zu werten ist, andererseits wieder zwangsläufig Fragen zu deren dortigem Verwendungszweck aufwirft, die vorerst jedoch nur mit den üblichen Spekulationen, die zumeist in den Bereich von Branntwein- und Arzneiproduktion, oder sogar alchemistischer Umtriebe gehen, beantwortet werden können.

Mit vier Exemplaren tun sich in der Tabelle des Weiteren Klöster als prominente Fundstätten hervor, wobei allein drei davon auf England entfallen, was aber mit Hinblick auf den noch dürftigen Forschungsstand nicht unbedingt auf eine britische Besonderheit hinweisen muss; Alkoholherstellung ist in vielen Klöstern Europas kein unbekanntes Phänomen, ebenso ist mit der Produktion von Pflanzen- und Kräuterextrakten ein anderes, bestens in dieses Umfeld passendes Motiv für die Verwendung von Destillationsapparaturen gegeben.

Nur bei vier Destillierhelmen ließ sich eindeutig ein Zusammenhang mit alchemistischen Tätigkeiten nachweisen, und zwar paritätisch in adeligem Zusammenhang in Oberstockstall und Kapfenberg einesteils und, wie schon erwähnt, im bürgerlichen Kontext in Köln und Leipzig andernteils. Natürlich sind keramische Destillierhauben gerade auch in diesem Zusammenhang verwendet worden und eine Interpretation solcher Geräte als Relikte alchemistischer Tätigkeit darf daher nicht prinzipiell ausgeschlossen werden. Dennoch macht die obige Auflistung sehr deutlich, wie beträchtlich das Übergewicht zu Gunsten anderer Nutzungen ausfällt und in welchem Ausmaß sich solche Destillationsapparaturen von reinen alchemistischen Gerätschaften beinahe zu Alltagsgegenständen entwickelt hatten. Dies beweist ferner, dass keineswegs nur alchemistische Spezialisten sondern mindestens seit Ende des 13. Jahrhunderts zunehmend ebenso Laien in der Lage waren, sich nicht nur das erforderliche theo-

retische Wissen, sondern auch die nötigen technischen Gerätschaften für Destillationsprozesse anzueignen. Unter Berücksichtigung der experimentellen Versuche von Peter Kurzmann, dem es gelang, mit den Repliken diverser Destillierhelme problemlos alkoholhaltige Destillate zu erzeugen,⁶¹ zeigt die hohe Verbreitung von Destillationsaufsätzen, dass die Menschen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit alkoholische Destillate wie Branntwein relativ einfach selbst herstellen konnten – selbst ohne spezielle Küchenherde.

Für eine Gesamtbetrachtung des archäologischen Niederschlags der Destillation wäre freilich die Hinzuziehung von Destillierhelmen aus Glas und anderen Materialien sowie aller sonstigen – mitunter aber schwer als solche identifizierbaren – Destilliergeräte erforderlich. Eine derartige Studie würde ein ungleich bunteres Bild ergeben und wäre ein interessantes Desiderat für die Zukunft.

Die Bedeutung der Destillation im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit

Das Wissen um die Destillation dürfte schon ziemlich früh bekannt gewesen sein, wie in die Mitte des 4. Jahrtausends v. Chr. datierte Funde aus Mesopotamien belegen.⁶² Über Vermittlung der Araber gelangte die Kenntnis des Destillierens im späten 12. und frühen 13. Jahrhundert dann in den Westen, wobei die Übersetzungsschulen von Salerno und Toledo eine besonders wichtige Rolle spielten.⁶³ In der muslimischen Welt wurde das Alkoholverbot jahrhundertlang höchst unterschiedlich gehandhabt, sodass speziell Angehörige der reichen Schichten stets mehr oder weniger heimlich dem Genuss von gebrannten und gegorenen Getränken frönen konnten.⁶⁴

Im Mittelalter bediente man sich des Destillationsverfahrens vor allem in zwei großen Anwendungsgebieten:

- einerseits bei der Erzeugung von Mineralsäuren wie etwa Schwefel- bzw. Salpetersäure, die als „Scheidewässer“ bei der Trennung von Gold und Silber dienen sollten, oder Königswasser, einem Gemisch aus Salpeter- und Salzsäure zum Auflösen von Gold;
- andererseits bei der Produktion von organischen Präparaten oder, wie es die Alchemisten bezeichneten, Extrakten, die – mit unterschiedlichem Erfolg – vorwiegend im medizinischen Bereich zur Anwendung kamen,

⁶¹ Kurzmann, Destillation 96 f.

⁶² Ebenda 27.

⁶³ Christoph Zauner, Geschichte der Destillation. Ungedruckte Diplomarbeit Univ. Wien 2002, 35.

⁶⁴ Gert von Paczensky und Anna Dünnebier, Kulturgeschichte des Essens und Trinkens. München 1999, 165.

aber auch, wie es etwa beim Branntwein der Fall war, für den alltäglichen Konsum hergestellt werden konnten.⁶⁵

Am Beginn der Praxisgeschichte des Brennens bzw. Destillierens – diese beiden Begriffe waren schon im Mittelalter synonym⁶⁶ – stand in Europa zunächst das Rosenwasser. Zu dessen Herstellung bediente man sich eines anspruchslosen Destillierverfahrens, bei dem mit Wasser angesetzte Rosenblüten erhitzt und die ätherischen Dämpfe mit einem einfachen Destillierhelm – daher der Name Rosenhut – aufgefangen wurden. Das so gewonnene Rosenwasser erhielt den Ruf eines vorzüglichen Heilmittels und nach kurzer Zeit wurden viele ähnlich gebrannte Wässer aus den verschiedensten Kräutern, Blumen, Wurzeln und Beeren hergestellt – in Brunschwigs „Kleinem Destillierbuch“ werden allein über 140 Sorten gebrannter Wässer aufgezählt.⁶⁷ Dieser Prozess dürfte in Mitteleuropa um 1190 begonnen haben; 1257 ist in Rostock etwa ein *Hermannus Rosenwater* nachgewiesen. Ab 1317 tauchte im niederdeutschen Bereich der Berufsname *Bernewater* auf, etwas später findet sich 1363 in der Colmarer Bürgerliste mit *Klaus Winbrenner* das erste „hochdeutsche“ Äquivalent. Diese Berufsbezeichnungen spiegeln schon eine bedeutende Weiterentwicklung in der Destillierkunst wider, nämlich die Herstellung von gebranntem Wein.⁶⁸ Seiner Eigenschaften gemäß – eine klare, „wasserartige“ Flüssigkeit, die verbrennen kann – wurde Branntwein in den lateinischen Quellen als *aqua ardens* bezeichnet, später bürgerten sich auf Grund der mannigfaltigen positiven Eigenschaften, die diesem zugeschrieben wurden, die Begriffe *aqua vitae*⁶⁹ oder *quinta essentia* ein. Wie sich schon allein aus den seit dem 13. Jahrhundert weit verbreiteten Branntweintraktaten, in denen die Wirkung des unvermischten Branntweins gegen allerlei Gebrechen des menschlichen Körpers in euphorischer Weise beschrieben wurde, ablesen lässt, genoss diese neu entdeckte Essenz zunächst in der Fachwelt und dann in immer breiteren Bevölkerungsschichten – vermutlich wesentlich begünstigt durch die konstant schwelende Angst vor der seit 1348 immer wieder grassierenden Pest – den Ruf eines wahren Wundermittels.⁷⁰

Man setzte dieses Getränk nicht nur zur Heilung bereits bestehender Krankheiten ein, vor allem weil diesem eine die Abwehr der Krankheit wesentlich begünstigende Verbesserung des psychischen Zustandes des Patienten nachgesagt wurde, sondern auch als körperlich wirksames Prophylaktikum, das

⁶⁵ Kurzmann, Destillation 27.

⁶⁶ Astrid Müller-Grzenda, Pflanzenwässer und gebrannter Wein als Arzneimittel zu Beginn der Neuzeit. Herstellungsverfahren, Hersteller und Handel, Beschaffenheit und Bedeutung für die Materia medica (Braunschweiger Veröffentlichungen zur Geschichte der Pharmazie und der Naturwissenschaften 38) Stuttgart 1996, 40-43.

⁶⁷ Ernst Schubert, Essen und Trinken im Mittelalter. Darmstadt 2006, 234.

⁶⁸ Helmut Arntz, Weinbrenner. Die Geschichte vom Geist des Weines. Stuttgart 1975, 16-25.

⁶⁹ Davon leitet sich nicht nur der Aquavit ab, selbst der Whisky verdankt seinen Namen dem gälischen Äquivalent zu Lebenswasser, *uisge beatha*. Vgl. Schubert, Essen und Trinken 233.

⁷⁰ Müller-Grzenda, Pflanzenwässer, 143-147.

den Organismus vor allerlei Unpässlichkeiten schützen sollte. Es gab im 14. und 15. Jahrhundert daher nur wenige Krankheiten und Gebrechen, bei denen Branntwein nicht als Heilmittel empfohlen wurde, egal ob es sich um Mundgeruch, Ergrauen der Haare, Melancholie und Zahnausfall oder um Leiden wie Taubstummheit, eheliche Unfruchtbarkeit und Menstruationsbeschwerden handelte.⁷¹ Daneben hatte Branntwein auch hungerdämpfende Eigenschaften und diente so während immer wiederkehrender Versorgungskrisen als Nahrungsersatz.⁷²

Ein Beleg für die hohe Erwartungshaltung, die man von Seiten der damaligen Arzneikunde dem Branntwein entgegenbrachte, ist ein im Jahre 1455 verfasstes und allein bis 1500 44 Auflagen erreichendes Büchlein namens *Nützlich Büchlein von Kunst und Tugend der gebrannten Wassern* des österreichischen Arztes Michael Puff von Schrick (1400-1472)⁷³, wo unter anderem folgender Satz zu lesen ist: „Auch wer alle morgen trinkt den geprannten wein ain halben löffel voll, der wirt nymmer kranck“. ⁷⁴ Das Elixier wurde zwar meist als Getränk zu sich genommen, häufig dürfte es aber auch äußerlich in Form von Einreibungen, Umschlägen oder als Bestandteil von Salben zur Anwendung gekommen sein. Weitere für den Menschen nützliche Anwendungsmöglichkeiten des Branntweins lagen in der Beseitigung von Parasiten, der Konservierung von Lebensmitteln sowie der Genießbarmachung von verdorbenem Wein.⁷⁵ In der Volksmedizin scheint man längere Zeit auf dieses traditionelle Heilgetränk zurückgegriffen zu haben, da zum Beispiel noch in einem steirischen Arzneibuch aus dem frühen 17. Jahrhundert Branntwein gegen Heiserkeit verschrieben wurde. Im späten Mittelalter machten durch Destillation hergestellte Pharmazeutika schätzungsweise etwa 10 Prozent der verwendeten Arzneien aus, im 16. Jahrhundert waren es schon 16,8 und im 17. Jahrhundert steigerte sich dieser Wert auf beachtliche 21 Prozent.⁷⁶ Desgleichen sprechen beispielsweise die gewaltigen Mengen an Branntweinelieferungen Bände, die in den Rechnungsbüchern der Ratsapotheke von Braunschweig (1537-1555) aufscheinen.⁷⁷

Mit der im Laufe des Spätmittelalters stetig steigenden Verbreitung des Branntweines, die sicherlich unter anderem auf die in breiteren Schichten zunehmende Vertrautheit mit Destillationsapparaturen zurückgeführt werden kann, ging allmählich auch die ungefähr seit dem Ende des 15. Jahrhunderts abgeschlossene Entwicklung dieses Getränks zu einem Genussmittel einher, was aber

⁷¹ Zauner, Geschichte 48; Schubert, Essen und Trinken 234 f.

⁷² Müller-Grzenda, Pflanzenwässer 177.

⁷³ Julius Pagel, Schrick, Michael Puff von. In: Allgemeine Deutsche Biographie 32. Leipzig 1891, 497-498. (http://www.deutsche-biographie.de/artikelADB_pnd118917676.html) letzter Zugriff 29.11.2010.

⁷⁴ Michael Puff von Schrick zitiert nach Gerald Mülleder, Alkohol-Konsum im 15., 16. und 17. Jahrhundert. In: Unsere Heimat 60/3 (1989) 198-213, hier: 208.

⁷⁵ Ebenda 207-209.

⁷⁶ Zauner, Geschichte 48 f.

⁷⁷ Müller-Grzenda, Pflanzenwässer 111.

keineswegs einen Widerspruch zu dessen Arzneifunktion bildete, denn die beiden Hauptmotive für den Verzehr von Branntwein – Gesundheit und Genuss – bildeten eine im Einzelfall nur schwer von einander zu trennende Einheit. Wegen der leichten Zugänglichkeit und der mannigfaltigen für den Konsum von Branntwein sprechenden Gründe kam es daraufhin nicht selten zu dessen Überkonsum, dem die Obrigkeit in manchen Fällen mit Hilfe von Verboten Herr zu werden versuchte. Bereits gegen Ende des 15. Jahrhunderts war der Konsum von Branntwein in vielen deutschen Städten untersagt bzw. Beschränkungen unterworfen.⁷⁸

Als Grundstoff für die Branntweinerzeugung wurden anfangs nahezu ausschließlich Weine verwendet, man hatte aber schon früh auch die Eignung von vergorenem Obst, Bier, Wein- und Bierhefen sowie fermentiertem Getreide für die Alkoholherstellung erkannt. Vor allem die Getreidebrennerei ist in der Frühen Neuzeit gut dokumentiert, weil sie von den Obrigkeiten wegen des hohen Kornbedarfs, der infolge der Bedeutung von Getreide als Grundnahrungsmittel und angesichts periodischer Mangelzeiten nicht zu rechtfertigen war, im 16. und 17. Jahrhundert oft verboten wurde. Erst danach wurden allmählich gewerbliche Getreidebrennereien von der Obrigkeit zugelassen, wiewohl in der Gesetzgebung noch lange Misstrauen und Vorurteile gegenüber aus anderen Rohstoffen als aus Wein hergestelltem Branntwein bestehen blieben.⁷⁹

Das in Tabelle 1 veranschaulichte Vorkommen von keramischen Destillierhelmen in adeligen aber auch schon in bürgerlichen Haushalten ab dem 13. Jahrhundert zeigt, dass das Wissen um die Destillation und die den verschiedensten Gründen geschuldete Nachfrage nach Destillaten bereits weit früher in breiten Bevölkerungsschichten verbreitet waren, als sich dies allein aus den Schriftquellen nachvollziehen lässt. Wenngleich etwa die Branntweinerzeugung vor dem 15. Jahrhundert sicher kein Massenphänomen war, scheint eine autarke Kleinproduktion sowohl auf Burgen als auch im städtischen Bereich schon deutlich früher Usus gewesen zu sein.⁸⁰ Der dann ab dem 15. Jahrhundert einsetzende Destillationsboom findet zudem in den Funden keramischer Destillierhelme Niederschlag.

Die Auffindung eines Destilliergeräts in einer Badestube – traditionell ein Ort der Hygiene wie der Gesundheitsversorgung – sollte in Anbetracht der gesundheitlichen Bedeutung der Destillation daher nicht überraschen. In ihrer den Badehäusern vom Mittelalter bis in die Neuzeit gewidmeten Dissertation ging Birgit Tuchen unter anderem auf Mobiliar und Gerätschaften von Badestuben ein, wobei sie nicht nur archäologische Funde, sondern auch Schriftquellen, wie etwa Nennungen diverser Geräte in Rechnungsbüchern oder Badernachlässen, sowie bildliche Darstellungen des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Badebetriebs heranzog. Interessanterweise fanden sich laut ihrem Befund in keiner

⁷⁸ Mülleder, Alkohol-Konsum 209.

⁷⁹ Müller-Grzenda, Pflanzenwässer 145 f.; Mülleder, Alkohol-Konsum 211-213.

⁸⁰ Durdík, Bier 175 f.

dieser drei Quellengattungen Hinweise auf eine Destillierapparatur oder Ähnliches.⁸¹ Das bedeutet also, dass Destilliergefäße im Zusammenhang mit Badern oder Badstuben bislang noch nicht nachgewiesen werden konnten. Zum Vergleich: In Apotheken sind Verkauf und Herstellung von Destillaten durch schriftliche Quellen zwar bestens erschlossen, jedoch gibt es nur einen einzigen keramischen Destillierhelm, der einer Apotheke zugeordnet werden kann. Folglich fällt dem archäologischen Fund eines Destillierhelms in Zwettl noch zusätzliche Bedeutung zu, da er den ersten Nachweis überhaupt für die praktische Anwendung von Destillation in einem Badhaus darstellt und damit sowohl der Geschichte des Baderwesens als auch der Destillation einen neuen Aspekt hinzufügt.

Was genau mit Hilfe dieses Geräts in der Badestube hergestellt wurde, lässt sich nicht klären. Vermutungen über potentielle Verwendungszwecke, wie etwa zur Arznei- oder Branntweinherstellung oder gar für die Erzeugung von Kräuterbädern, sind zwar durchaus plausibel, könnten aber nur durch eventuelle chemische Analysen der Destillatsrückstände an der Innenseite des Destillierhelms verifiziert und aus dem Rang der Spekulation gehoben werden.

Zusammenfassung

Der in diesem Artikel präsentierte Fund eines Destillierhelms in Zwettl (Niederösterreich) konnte auf Grund der Gleichförmigkeit der Formen und des unzureichenden Forschungsstands nur mit Hilfe seiner Begleitfunde datiert werden, die eine chronologische Einordnung zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert wahrscheinlich machen. Mittels historischer Quellen wurde die Identifizierung des Fundortes als alte Badestube und somit ein Zusammenhang des Destillierhelms mit dem Baderwesen erkannt. Das Zusammenwirken der Disziplinen Archäologie und Geschichte ermöglichte demnach den ersten und bislang einzigen Nachweis eines Destilliergeräts in einem Badehaus.

Anhand des Zwettler Fundstücks wurde ferner die Schwierigkeit der korrekten Ansprache von Destilliergeräten gezeigt und die Verwendung neutraler Begriffe Destillierhelm, Destillierhut oder Destillationsaufsatz vorgeschlagen. Eine Auflistung sämtlicher keramischer Destillierhelme zeigte – trotz gravierender Forschungslücken – nicht nur eine besonders frühe, sondern auch beachtliche geographische und soziale Verbreitung dieser Destilliergeräte, was das Wissen um die Verfügbarkeit von als Gesundheits- wie Genussmittel so wichtigen Destillaten wie etwa dem Branntwein erweitert.

⁸¹ Birgit Tuchen, Öffentliche Badhäuser in Deutschland und der Schweiz im Mittelalter und der Frühen Neuzeit (Dissertation Tübingen 1999) Petersberg 2003, 112-122.

MEDIUM AEVUM
QUOTIDIANUM

61

KREMS 2010

HERAUSGEGEBEN
VON GERHARD JARITZ

GEDRUCKT MIT UNTERSTÜTZUNG DER KULTURABTEILUNG
DES AMTES DER NIEDERÖSTERREICHISCHEN LANDESREGIERUNG

niederösterreich kultur

Titelgraphik: Stephan J. Tramèr

ISSN 1029-0737

Herausgeber: Medium Aevum Quotidianum. Gesellschaft zur Erforschung der materiellen Kultur des Mittelalters, Körnermarkt 13, 3500 Krems, Österreich. Für den Inhalt verantwortlich zeichnen die Autoren, ohne deren ausdrückliche Zustimmung jeglicher Nachdruck, auch in Auszügen, nicht gestattet ist. – Druck: Grafisches Zentrum an der Technischen Universität Wien, Wiedner Hauptstraße 8-10, 1040 Wien.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	4
András Vadas, Volcanoes, Meteors and Famines. The Perception of Nature in the Writings of an Eleventh-Century Monk	5
Ronald Salzer, Ein brennendes Thema: Der Destillierhelmfund in der ehemaligen Badestube von Zwettl-Niederösterreich) und die Rolle der Destillation im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit	27
Helmut W. Klug, <i>gewürzcz wol vnd versalcz nicht</i> . Auf der Suche nach skalaren Erklärungsmodellen zur Verwendung von Gewürzen in mittelalterlichen Kochrezepten	56
Isabella Nicka, Raum für Heilige und Heilsgeschehen. Fragen zu Bild-Settings des Passionsaltars der heutigen Pfarrkirche in Pöggstall (Niederösterreich)	84
Buchbesprechung	101
Anschriften der Autoren	103

Vorwort

Der vorliegende Band von *Medium Aevum Qutidianum* widmet sich Untersuchungsergebnissen zu Alltag und materieller Kultur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, die aus Forschungen zu archäologischem, textlichem und bildlichem Quellenmaterial hervorgegangen sind, welche in Österreich und Ungarn durchgeführt wurden.

Ausgehend von einem Fund im nördlichen Niederösterreich widmet sich Ronald Salzer der Analyse frühneuzeitlicher keramischer Destilliergefäße. Helmut W. Klug präsentiert eine Untersuchung der Gewürzkultur, wie sie sich in mittelalterlichen Kochrezeptsammlungen darstellt. An Hand eines zu Ende des 15. Jahrhunderts geschaffenen Flügelaltars analysiert Isabella Nicka die „Räume“ der dargestellten Heiligen und deren beabsichtigte Wirkung auf ihr Publikum. András Vadas hingegen zieht für seine Untersuchung das berühmte chronikalische Werk des burgundischen Benediktinermönches Rodulfus Glaber aus dem 11. Jahrhundert heran um herauszufinden, in welchem Maße sich der Autor mit der Natur und Naturerscheinungen seiner Zeit auseinandersetzte.

Gerhard Jaritz